

Niklas Luhmann: Die Gesellschaft der Gesellschaft

Frankfurt/M.: Suhrkamp 1997, 1164 S. (2 Teilbände, Bd.1: 594S., Bd.2: 570S.), ISBN 3-518-58247-X, DM 58,-

Nach der Wirtschaft, der Wissenschaft, dem Recht und der Kunst der Gesellschaft hat Niklas Luhmann mit *Die Gesellschaft der Gesellschaft* nach fast dreißig Jahren Arbeit seine Theorie der Gesellschaft vorgelegt. Er hat sie in die fünf Kapitel „Gesellschaft als soziales System“, „Kommunikationsmedien“, „Evolution“, „Differenzierung“ und „Selbstbeschreibungen“ unterteilt.

Im ersten Kapitel setzt Luhmann die Systemreferenz an, um die es ihm hier geht: die Gesellschaft. Zugleich rekapituliert dieser Einstieg den gegenwärtigen Stand des theoretischen Gerüsts, das seit *Soziale Systeme* (Frankfurt/M. 1984), dem „Einleitungskapitel“ zu seiner Gesellschaftstheorie (S.11), im Begriff der Autopoiesis seinen Anfang findet. Dabei werden sowohl Grundbegriffe wie ‘Sinn’, ‘System’, ‘Umwelt’, ‘operative Geschlossenheit’ und ‘strukturelle Kopplung’ als auch erste Problemhorizonte wie ökologische Selbstgefährdung, Weltgesellschaft und Rationalitätsfähigkeit vorgeführt.

Nachdem sich die Theorie auf diese Weise warmgelaufen hat, kann das eigentliche Spiel beginnen. Luhmanns Taktik lautet: Die Autopoiesis der Gesellschaft muß sachlich, zeitlich und sozial in die Zange genommen werden. Entscheidend dabei ist, daß diese drei Herangehensweisen als sich gegenseitig voraussetzend gedacht werden müssen, so daß es letztlich beliebig ist, wo der Anfang gemacht wird, solange er gemacht wird. Wird diese Taktik befolgt, so Luhmanns Konzept, dann ist eine adäquate (Selbst-)Beschreibung der Gesellschaft möglich. Kapitel 2 bis 4 nehmen sich dementsprechend die einzelnen Vorgehensweisen nacheinander vor, bevor Kapitel fünf dann mit einer Theorie der Selbstbeschreibung abschließen kann.

Den Anfang macht die soziale Dimension der gesellschaftlichen Autopoiesis: die Kommunikation und ihre Medien. „Gesellschaft“, so Luhmanns These, „ist nicht ohne Kommunikation zu denken, aber auch Kommunikation nicht ohne Gesellschaft.“ (S.13) Diese Zirkularität, d. h. die gegenseitige Bedingtheit von Kommunikation und Gesellschaft, bringt die Einrichtungen in den Mittelpunkt, die die Ausbreitung und Fortsetzung von Kommunikation zu garantieren helfen. Für die erfolgreiche Ausbreitung von Kommunikation werden vor allem die „Verbreitungsmedien“ verantwortlich gemacht, deren Bogen von der Mündlichkeit bis zu den Massenmedien unserer Zeit gespannt wird. Die Fortsetzungschancen der Kommunikation können dagegen nur von „Erfolgsmedien“, darunter sind „symbolisch generalisierte Kommunikationsmedien“ wie z. B. Macht, Liebe, Geld und Wahrheit zu verstehen, erhöht werden, indem sie die an sich gleichberechtigten Möglichkeiten von kommunikativer Annah-

me oder Ablehnung zugunsten der Annahme asymmetrisieren (vgl. S.316ff.). Die Unterscheidung von Kommunikationsmedien nach Verbreitungs- und Erfolgsmedien ist auch über den systemtheoretischen Kontext hinaus von Interesse, insofern mit diesem allgemeinen Begriff des Kommunikationsmediums ein Integrationsbegriff für die verschiedenen geistes- und sozialwissenschaftlichen Diskurse zur Verfügung gestellt wird, dem wiederum Medienwissenschaft als Ort hierfür zur Seite stehen könnte.

Die Zirkularität im Verhältnis von Kommunikation und Gesellschaft hat zudem Konsequenzen für die zeitliche Dimension der Autopoiesis der Gesellschaft. Die Gesellschaft kann nicht mehr auf einen Ursprung zurückgeführt werden, der allem zugrunde liegt. Luhmanns in Kapitel 3 ausgeführte Evolutionstheorie geht darum von der „Paradoxie der Wahrscheinlichkeit des Unwahrscheinlichen“ (S.413) aus, ohne die Unvorhersehbarkeit zukünftiger Evolution in Frage zu stellen.

Kapitel 4 hat schließlich die Sachdimension der gesellschaftlichen Autopoiesis zum Gegenstand. Für Luhmann kommt sie insofern in der Differenzierung der Gesellschaft zum Ausdruck, als sie immer nur eine interne Differenzierung derselben sein kann. Damit kann sich die Gesellschaft nicht mehr wie noch beispielsweise bei Hegel gegen etwas (in diesem Fall den Staat), differenzieren, sondern sie kann nur noch sich selbst *ausdifferenzieren*. Diese Systemdifferenzierung kann verschiedene Formen annehmen: die Differenzierung in prinzipiell gleiche Segmente (Familien, Stämme etc.), die stratifikatorische Differenzierung (Stände, Kasten etc.), die Differenzierung nach Zentrum und Peripherie (Stadt und Land etc.) und die funktionale Differenzierung. Letztere macht im wesentlichen das Moderne der modernen Gesellschaft aus. Sie bedeutet die Ausdifferenzierung der Gesellschaft nach funktionalen Gesichtspunkten in Funktionssysteme wie Wirtschaft, Wissenschaft, Politik, Erziehung, Religion, Massenmedien, Recht, Sport, Kunst etc. Da jedes dieser Funktionssysteme seine Funktionserfüllung monopolisiert hat, ist die Gesellschaft auf jedes Funktionssystem gleichermaßen angewiesen. Mit dem Primat der funktionalen Differenzierung verschwindet darum zugleich der funktionale Primat eines (oder einzelner) Funktionssysteme der Gesellschaft.

Mit dieser sozialen, zeitlichen und sachlichen Problemexposition der Autopoiesis der Gesellschaft wird in Kapitel 5 schließlich *das Thema zum Thema*: die Gesellschaft der Gesellschaft. *Beschreibungen* der Gesellschaft, so die zentrale These, müssen immer auch Beschreibungen der *Gesellschaft* sein. Angelegt ist diese These bereits in der Zirkularität von Gesellschaft und Kommunikation. Wenn alles, was Kommunikation ist, Gesellschaft ist, dann sind Beschreibungen der Gesellschaft ebenso Kommunikation. Damit ist aber auch jede Beschreibung der Gesellschaft Gesellschaft. Die Konsequenz ist weitreichend: Zum einen wird eine Beschreibung als Kommunikation mit der Gesellschaft unmöglich, da sie als Kommunikation immer schon selbst Gesellschaft ist; zum anderen verändert jede Beschreibung der Gesellschaft die Gesellschaft, da sie ein unvermeidlicher Teil des Beschriebenen ist und somit ihr pures Auftreten die Gesellschaft neu erscheinen läßt. Beschreibungen der Gesellschaft (also auch Gesellschaftstheorien) sind darum immer Selbstbeschreibungen der Gesellschaft und müssen darum auch immer eine „autologische“ (S.16), d. h. eine das Beschriebene vollziehende

Komponente aufweisen. Worin kann aber dann noch die Funktion von Selbstbeschreibungen liegen, wenn die Gesellschaft einerseits keine Adresse und die Beschreibung andererseits keine vollständige Entsprechung hat?

„Das System (die Gesellschaft, A. B.) reflektiert seine eigene Einheit als Bezugspunkt für Beobachtungen, als Ordnungsgesichtspunkt für ein laufendes Referieren. Und dann empfiehlt es sich, Texte anzufertigen, die eine Vielzahl solcher immer nur ereignishafter und situationsgebundener Selbstbeobachtungen koordinieren.“ (S.880) Vor dem Hintergrund der Selbstbeschreibung versetzt sich die Gesellschaft in die Lage, sich an sich selbst zu vergleichen, um so Inkonsistenzen zu bemerken. Ebenso werden Wiederholbarkeit und Reversibilität als Möglichkeiten erst auf diese Weise erkennbar. Die Reflexionsspirale kann aber auch noch weiter gedreht werden, indem die Selbstbeschreibungen selbst zum Thema der Kommunikation werden. Der für diese Reflexion der Reflexion zuständige Ort in der Gesellschaft ist für Luhmann die *Kultur*. Oder genauer gesagt: Die Reflexion ihrer Selbstbeschreibungen wird in der Gesellschaft als „Kultur“ beschrieben. Spinnt man diesen Faden weiter, dann wäre Kulturkritik eine Reflexion des Reflektierens gesellschaftlicher Selbstreflexion.

Von einem Kultursystem ist dabei allerdings nicht die Rede, da die Kultur den Luhmannschen Systemanforderungen nicht genügt. Innerhalb unserer funktional differenzierten Gesellschaft sieht Luhmann die Betreuung der gesellschaftlichen Selbstbeschreibungen interessanterweise eher beim Funktionssystem 'Massenmedien' angelegt – und nicht etwa bei der Wissenschaft. Die Funktion des Massenmediensystems hat Luhmann bereits in „Die Realität der Massenmedien“ ausführlich vorgeführt (Opladen 1996; Rez. in *MEDIENwissenschaft* 2/97). Vor diesem Hintergrund reformuliert er sie vor allem aus historischer Perspektive „(...) im Ersatz dessen, was in der alten Gesellschaft über (konkurrenzlose) Repräsentation geregelt war, also in der Absorption von Unsicherheit bei der Herstellung und Reformulierung von Welt- und Gesellschaftsbeschreibungen.“ (S. 1103) Damit bestimmen sich aber auch die Erfolgchancen einer Selbstbeschreibung nach ihrer Anschlußfähigkeit an die „Eigengesetzlichkeiten“ der Massenmedien, die Luhmann hier nur kurz andeutet: Primär geht es sachlich um die Quantifizierbarkeit, zeitlich um den Neuigkeitswert und sozial um die Konfliktauglichkeit von Selbstbeschreibungen. Daß Luhmann nicht angibt, „wieviel Prozent Komplexität von einem System unter angebbaren Bedingungen jährlich reduziert werden kann, oder daß Habermas den Behavioristen nicht verrät, wieviel Kolonialisierung der Lebenswelt bis zum Jahr 2000 stattfinden wird“, mag, wie Klaus von Beyme in seiner „Theorie der Politik im 20. Jahrhundert“ (Frankfurt/M. 1991) richtig feststellt, innerhalb des sozialwissenschaftlichen Diskurses nicht als Einwand gelten; für die erfolgreiche Etablierung als gesellschaftliche Selbstbeschreibung durch die Massenmedien hingegen stellt es ein zentrales Problem der zeitgenössischen Gesellschaftstheorie dar. Dies wird auch so von Luhmann konstatiert. Er sieht die Perspektiven einer kritischen Soziologie (man könnte auch sagen: kritischer Geistes- und Sozialwissenschaften) nunmehr in einer „Position dritter Ordnung“ (S.1117), d. h. in einer Beobachtung des Beobachtens der Beobachter. Dabei geht es nicht nur darum zu beobachten, daß Beobachter (z. B.

Massenmedien) andere Beobachter beobachten, „sondern um eine Reflexion der Bedingungen der Möglichkeit der Beobachtung zweiter Ordnung und ihrer Folgen für das, was dann noch gemeinsame Welt oder Beschreibungen ermöglichende Gesellschaft sein kann.“ (S.1117) Aus Luhmanns Sicht sind dies vor allem zwei Bedingungen: zum einen die Einsicht in den unvermeidlichen, weil sichtspendenden blinden Fleck jeder Beobachtung, der seinerseits kontingent ist, da er von der jeweils gewählten Form der Beobachtung abhängt; zum anderen sind dies die strukturellen Bedingungen der modernen Gesellschaft, die eine Beobachtung der Beobachter möglich machen, also die funktionale Ausdifferenzierung der Gesellschaft.

Insgesamt muß sich aber auch Luhmanns Theorie die Frage gefallen lassen, ob sie insofern ihrem Anspruch an „Autologie“ völlig gerecht wird, als sie Selbstbeschreibungen als von der Gesellschaftsstruktur (hier: Systemdifferenzierung) abhängig konzipiert. Denn schließlich ist doch auch die theorieleitende Unterscheidung von Gesellschaftsstruktur (Systemdifferenzierung) und Selbstbeschreibung immer schon eine Selbstbeschreibung im Sinne der Theorie, so daß die Entscheidung zugunsten der Gesellschaftsstruktur bereits immer eine Entscheidung innerhalb einer Selbstbeschreibung ist. Es scheint so, als ob die Luhmannsche Theorie an dieser Stelle nicht die Folgen reflektiert, die sie für sich selbst hat. Oder luhmannisch ausgedrückt: Sie stellt die Autologie der Autologie nicht in Rechnung.

Damit stellt sich auch für Luhmanns Theorie die Frage der Postmoderne: Was soll mit geschichtlich bewährten, aber überholten Formen geschehen? Luhmanns Antwort: „Sie werden als Material verwendet. Man könnte auch sagen: als Medium für die Bildung neuer Formen, die durch Rekombination gewonnen werden.“ (S.1148) Die Luhmannsche Theorie ist zweifellos eines der wichtigsten Medien, das der Gesellschaftstheorie im kommenden Jahrhundert zur Verfügung steht. „Machen Sie es anders“, lautet ihre Aufforderung, „aber mindestens ebenso gut.“ (S.1133)

André Brodacz (Dresden)